

Schüchtern zeigt sich der „Goldene Bär“

Dritter Berlinale-Bericht unseres Filmkritikers Hans Scharwächter

Stirbt das Kino?

Stirbt es am Fernsehen?

Oder stirbt es, weil die alten Meister des Films müde geworden oder gestorben sind?

Man möchte es nicht glauben, wenn man plötzlich wieder einen Meister auftauchen sieht, der sich auf das Metier versteht wie Francesco Rosi, der ein dramatisches Dokumentarium vorlegt, das dem Film eine neue Dimension erschließt. Das Werk, soeben auf der Berlinale gezeigt, ließ Publikum und Kritiker aufblicken und aufhorchen: das war etwas Neues, etwas — besonders für Italien — Gewagtes.

Salvatore Giuliano aus Montelepre in Sizilien, der sieben Jahre lang in das Leben der Insel eingegriffen hat, als „Rächer der Armen“ zuerst, dann als Kämpfer für die Unabhängigkeit Siziliens, endlich als geworbener Schläger gegen die Komunisten, dieser Giuliano wurde endlich Verbrecher ohne Vorwand. Er paktierte mit der Mafia, einer Blutorganisation, der man, war man ihr einmal verfallen, nie mehr entringen konnte. Bis in den Herstellungsprozeß dieses Films hinein reichte ihre Hand. Es gab Todesdrohungen und einen Mord.

Das war auch der Grund dafür, daß das Fernsehen und ein Teil der Presse zeitweilig zögerten, den Film publik zu machen.

Als der Film herauskam, wischte er jedes Zögern und jede Halbheit beiseite. Er war so gut geraten, daß er als eine „Erlösung“ zu Italien kam, indem er die Schleier wegriß und den Gordischen Knoten „Giuliano — politische Zweckverbände — Mafia“ zerschlug. Wer die-

sen Film gesehen hat, der erkennt, in welchen blutigen Sumpf ein Land geraten muß, in dem angebliche Volkshelden und gewordene Verbrecher von unerkennbaren Hintermännern ausgehalten und bezahlt werden.

Frauen, Mütter spielen denn auch in diesem Film eine bedeutende Rolle, einzeln, als Mütter der von Carabinieri und Polizei gejagten „Helden“, aber auch kompakt als Horden von weiblichen Wesen, die sich dagegen erheben, daß alle Männer von Montelepre, diesem Dorf im Gebirge unweit Palermos, vom Militär abgeführt werden. Diese Frauen sind unschuldig, aber sie versteckten Giuliano und später seinen Schwager Pisciotta, versteckten ihn allerdings nur deshalb, weil sie unter der Drohung der Rache standen.

Mit filmischer Meisterschaft erzählt Rosi den Prozeß von Viterbo, in dem die Hauptangeklagten der Bande des toten Giuliano sich mit heroischem Schweigen gegenseitig zu decken versuchen und in dem es dem öffentlichen Ankläger nicht gelingt, sich hindurchzufinden, bis schließlich der Mörder Giulianos, Pisciotta selbst, im Gefängnis, vergiftet wird. Es bleibt Geheimnis, in wessen Auftrag und durch wen es geschah.

Der Film schafft zuweilen eine gewollte Konfusion durch Rückblenden, die man zeitlich nicht genau einordnen kann. Das mag auch daran liegen, daß man den Urtext hörte, während deutsche Untertitel das Bild störten, andererseits möchte man wünschen, daß die italienische Sprache gewahrt bleibt, denn nur so, durch die schrillen Töne der Mütter etwa,

läßt sich die Wirkung des tragischen Schwarz-Weiß herausholen. So etwas kann man nicht synchronisieren, ohne den Effekt zu mindern.

Ein psychologischer Kunstgriff des Regisseurs war, daß er den Banditen Giuliano in keiner Weise heroisiert. Im Gegenteil, er zeigt ihn nur im Vorbeistreichen, als Silhouette gegen Himmel und Berg, um so reichlicher allerdings als Toten. Mit dem Toten beginnt und endet der Film; die mütterliche Trauer um ihn ist schauerlich.

Im Frühjahr wagte Rosi ein Letztes: er ließ den Film auf dem Marktplatz von Montelepre, dem Geburts- und Sterbeort Giulianos, vorführen. Man hatte Unruhen erwartet — es blieb still. Wahrscheinlich war es das reinigende Gewitter, das diese Menschen, vielfach Analphabeten, erlöste. Es ist ein Film gegen den Gewaltmenschen.

Noch ein paar Worte über den Stil, den der Regisseur Rosi anwandte. Er blieb insofern dokumentarisch, als er die historischen Begebnisse genau kontrollierte und nachgestaltete. Schöpferisch wurde er durch die Art, wie er seine Menschen — fast ausnahmslos Nichtschauspieler — führte. Das Äußerste leistet er im Anordnen der Massen- und Gruppenszenen, die ein Choreograph nicht besser hätte gestalten können. So geht von allem die Faszination des Todes aus.

„Salvatore Giuliano“, mit diesem Film taucht der erste Anwärter auf einen „Goldenen Bären“ der Berliner zwölften Filmfestspiele auf. Wenn jedes Jahr nur ein Werk ähnlicher Bedeutung und Qualität in der Welt auftaucht, ist die Kunstform Film gerettet.